

Fleischgier der Kaffern.

---

Weihnachtslied. O wie überglücklich war nun das gute Kind, das nach beendetem Feier von uns Schwestern wieder in die Hütte zurückgebracht wurde! Alle Anwesenden brachten ihr abwechselnd ihre Glückwünsche dar, und von den Kindern wurde noch manch schönes Lied gesungen. Nach einem kleinen Imbiss, den wir oben auf dem Hügel, wo wir unser Fuhrwerk gelassen hatten, einnahmen, ging es weiter nach Dalabeng. Wir hatten noch etwa eine Stunde zu fahren, dann hieß es absteigen und einen hohen, steilen Berg hinaufklettern. Eine armselige Hütte, die wir oben fanden, dient gegenwärtig als Kapelle und Schule. Kürzlich hatte ein heftiger Sturmwind das Dach mitgenommen, doch wurde der Schaden rasch wieder gut gemacht. Ungefähr sahen wir in der Nähe bereits die Fundamente eines neuen Häuschen, das in Zukunft für Schule und Gottesdienst dienen soll. Für heute stellten wir noch in der alten Kapelle den Notaltar auf und schmückten ihn, soweit es die Verhältnisse eben erlaubten. Ein zweiter Ausflug war für den Neujahrsitag geplant. Am genannten Tag sollte in Kueqane, einer zweiten Außenstation, der Grundstein zu einer neuen Kapelle gelegt werden. Wie schon oft bemerkt, bemüht der Schwarze die Bedeutung einer Sache nach der kleineren oder größeren Feierlichkeit, die dabei entfaltet wird. Darum sollte nach dem Wunsche des P. Rektors auch diesmal eine größere Zahl Schwestern mitgehen. Kueqane ist auf dem Fahrweg noch etwas weiter von Mariazell entfernt, als Dalabeng. Auch hier dient eine einfache Hütte als Kapelle und Schule, doch halten sie die dortigen Christen ziemlich rein. Gegen 1/2 11 Uhr vormittags, als die Leute zusammengekommen waren, — ich schätzte die anwesenden Christen und Katholiken auf über 200 — las Hochw. P. Andreas, unser junger, schwarzer Priester, die hl. Messe. Auch Hochw. P. Maurus, der früher ebenfalls in Mariazell stationiert gewesen war und schon wiederholt in Kueqane christlichen Unterricht erteilt und hl. Messe gelesen hatte, war noch vor Beginn der Feier von Maria-Linden, wo er gegenwärtig als Rektor und Missionär weilt, eingetroffen. So waren also im Ganzen vier Priester zugegen, was natürlich die Freude und Feierstimmung wesentlich erhöhte, denn die Schwarzen halten es jederzeit für eine große Ehre und Auszeichnung, wenn zu einer Feier auch ein Priester erscheint. Nach der hl. Messe ging es prozessionsweise unter dem Absingen einiger Lieder dem neuen Bauplatz zu. Hochw. P. Notker, unser derzeitiger Rektor und Missionär, nahm unter Assistenz der Hochw. Patres Maurus und Canisius nach einer kurzen Ansprache an das versammelte Volk die Benediktion des Grundsteines vor. Es waren Leute von allen Himmelsrichtungen herbeigekommen, und die schöne, sumreiche Zeremonie machte augenscheinlich auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck. — Inzwischen war es Mittag geworden und sollten nun auch die leiblichen Bedürfnisse befriedigt werden. Unsere Christen und Katholiken hatten Lithing, das Nationalgetränk, der Bafutos, für das Mokete (Fest) hergerichtet, und auch an Essen wurde so viel zusammengetragen, daß es für alle reichte. Besonders lustig zeigte sich die liebe Schuljugend; es wurde gesungen und gespielt bis gegen 1/3 Uhr, was es dann Zeit war, den Heimweg anzutreten. Fest schon freue ich mich auf die Kirchweih, die etwa in Jahresfrist stattfinden dürfte. Darüber dann, so Gott will, in einem eigenen Artikelchen.

### Wir möchten da bleiben.

Von Schw. Damiana.

Himmeberg. — Anna und Karolina, zwei Mädchen im Alter von 5—6 Jahren, kamen jeden Sonntag hierher zum Gottesdienst. Die Mädchen waren seinerzeit in Todesgefahr getauft worden, die Eltern aber waren noch heidnisch. Eines Sonntags nun, — die meisten Kirchenbesucher hatten sich schon nach allen Himmelsrichtungen hin zerstreut, — standen die beiden Kleinen noch immer da und schauten gar sehnsüchtig zur Kirchentür herein. Ich kümmerte mich anfangs wenig um sie, allein da sie zuletzt leise und schüchtern zu sprechen begannen, fragte ich sie, was sie denn hier wollten. „Wir möchten dableiben“, riefen sie nun wie aus einem Munde. „Wir wollen nicht mehr heim!“ „Wollt ihr hier in die Schule gehen und fleißig lernen?“ „Ja, das wollen wir; aber die Eltern wollen uns nicht gehen lassen, sonst wären wir schon längst hier. Heute aber möchten wir dableiben!“ Die Kinder redeten noch, da kam schon die heidnische Mutter daher und trieb sie fort in den heimatischen Kraal, der etwa zwei Stunden von der Station entfernt ist. Doch die kleine Anna hatte sich den Weg gar gut gemerkt. Eines Tages — es war eben ein recht kaltes, rauhes Wetter, und ihre Angehörigen saßen in der Hütte beim wärmenden Feuer beisammen — schlüpften sie heimlich aus dem Kraal und elte, so schnell sie nur, die kleinen Füße trugen, fort zur Missionsstation. Atemlos und zitternd vor Frost kam sie hier an. Natürlich wurde sie von den anderen Kindern mit lautem Jubel empfangen; auch P. Rektor nahm sie freundlich auf. Doch, was werden die erzürnten Eltern sagen? — Ungefähr zählen solche Fälle bei uns zum Alltäglichen. In der Regel trägt nach längerem oder fürzerem Kampf die Gnade Gottes den Sieg davon, und schon oft verdienten solche standhafte Kinder auch ihren heidnischen Eltern die Gnade der Befreiung. Gebe Gott, daß dies auch bei unserer kleinen Anna der Fall sei!

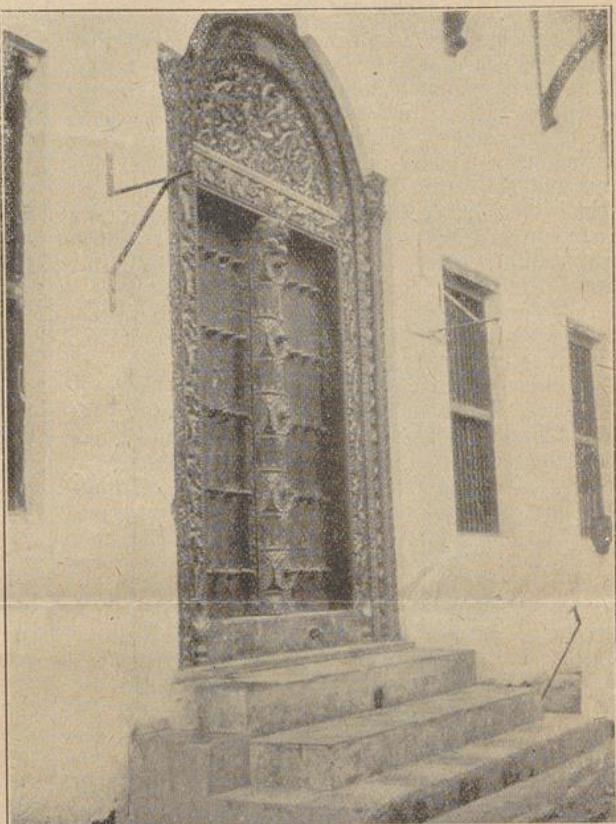
### Gleischgier der Kaffern.

Von Br. Maximilian, O. C. B.

Mariathal. — Zur Zeit der Maisernte kommen die Schulkinder Mariathals alljährlich auf ein paar Wochen nach dem eine gute Wegstunde von entfernten St. Fidori, um auf der dortigen Farm bei den Feldarbeiten behilflich zu sein. So war es auch im Juni v. J., und ich hatte bei diesem Anlaß mannigfache Gelegenheit, das muntere Völkchen näher kennen zu lernen. Wenn sie mittags und Abends wieder die Aussicht führenden Schwestern singend und lärmend vom Felde kamen, brachten sie meistens eine reiche Jagdbeute mit. Es waren das große, wohl genährte Feldmause, deren sie zuweilen einen ganzen Eimer voll daherschleppten. Das war ein Schatz, den sie aber auch vollauf zu würdigen wußten. Nur bedurfte er noch der näheren Zubereitung. Der Eifer und die Eintracht, womit jeder am großen Werk teilnahm, ließen wahrlich nichts zu wünschen übrig. Im offenen Schuppen neben der Mühle wurde aus schnell zusammengefasstem Reisig ein Feuerchen gemacht; die einen holten Holz und Wasser herbei; andere alte Blechstücke, ein dritter und vierter bettelte beim Bruder Koch um etwas Salz und die allereifrigsten begannen mit ihren Messern oder in deren Ermange-

lang mit den bloßen Fingernägeln den niedlichen Tieren den Bauch aufzuschlitzen und die Eingeweide herauszunehmen. Dann wurden sie ihnen tüchtig eingesalzen und zuletzt gebraten. Letzteres war immer ein großer, hochfeierlicher Alt und erquickte Herz und Geist schon durch das bloße „Ar o m a“, das sich ringsum zu verbreiten begann. Ich flüchtete mich jedesmal in die Mühle und schloß Türe und Fenster zu, sobald sie angingen, die großen fetten Mäuse mit Haut und Haar auf die Blechscherben zu legen und der Feuersglut auszusehen. Rechte Meister verstanden sich auch darauf, sie anzustechen und dann künstlerisch den „Bratspieß“ zu drehen. Das erste mal bewog mich die Neugierde, den Spektakel mit anzusehen. Da begann nun ein Sieden und Kochen, ein Knattern und Prasseln, und zuletzt wüteten und hüpfsten die eingesalzenen Mäuse auf den braunen Blechstücken, als wollten sie in ihren braunen Mäntelchen alle wieder lebendig werden. Mir wurde ganz unheimlich dabei zu Blut und es kam mir unwillkürlich ein Bericht über Leichenverbrennung in Erinnerung, worin es hieß, daß die Toten, sobald sie der vollen Feuersglut ausgesetzt sind, sich zu regen und schütteln beginnen, als würden sie bei lebendigem Leibe gebraten. Später, wie gesagt, zog ich mich in meine Mühle zurück, doch mit schlechtem Erfolg, denn der Duft von den verbrannten Däeren und den elliigen Tieren kam bei allen Spalten und Ritzen herein und erfüllte den Raum mit einem bläulichen Nebel. Endlich war das große Werk geschehen und der heizerehunte Schmaus konnte beginnen. Die Knaben hatten die Güte, auch mich dazu einzuladen, eine Ehre, für die ich mich jedesmal gehorsamst bedankte. Um so tapferer griffen die wackeren Jungen zu. Messer und Gabel waren da unnütze Dinge; wozu hat man denn die Finger? Das Fett lief ihnen förmlich vom Mund und den Händen herunter, so wohlgenährt waren die trefflichen Mäuse, die während der letzten Wochen in den vollen Maisfeldern gar gute Zeiten gehabt hatten. Nachdem alles mit Andacht aufgezehrt war, machten sich die Jungen über ihren Balltisch her; denn dies war ihr eigentliches, rechtmäßiges Abendessen, das andere war nur glücklich eroberte Jagdbeute gewesen. Nachdem die leineswegs kleinen Schüsseln geleert waren, als jeder dieser Krausköpfe noch 4-6 Maiskolben, während unter einer schon an zwei gerösteten Maiskolben sich ordentlich satt ist. Nun, es war jetzt Erntezzeit, die schwarzbraunen Jungen hätten Tags über tüchtig gearbeitet und da mußte man schon ein Auge zudrücken. Die Hauptfache war, daß sie bei Kräften und guter Laune bleiben; und daran fehlte es wahrlich nicht, denn sie sangen, spielten und tanzten, bis das Zeichen zum „Angelus“ jährlings absolute Ruhe gebot. Wie sehr die Kostern auf Fleisch veressen sind, konnte ich wenige Wochen darauf bei einer anderen Gelegenheit sehen. P. Rektor hatte nämlich seinen schwarzen Neuchristen am Vorabend vom Feste des hl. Bernard, der zugleich als Schutzpatron unserer Mission verehrt wird, eine kleine Freude zugelegt. Im nahen Bethlehem sollten alle zu geselliger Unterhaltung und einem bescheidenen Festmahl zusammenkommen. Ein alter Bull, dessen Lebensstage ohnehin gezählt waren, sollte für das nötige Fleisch sorgen. Zunächst machte Bruder Rudolf durch

einen wohlgezielten Schuß dem Leben des Tieres ein jähes Ende, dann fiel ein halbes Dutzend Käffern über die Beute her und begann mit staunenswerter Gewandtheit dem Bull die Haut abzuziehen. Die Schulkinder, die inzwischen mit einigen Brüdern und Schwestern ebenfalls herbeigekommen waren, griffen bei dem großen Werk sofort tätig ein. Die Knaben halfen den Männern beim Häuten und Zerlegen des Tieres, die Mädchen aber füllten große, dreifüßige Kessel mit



Reichgeschnitzte Tür eines Araberhauses in Sansibar.

Wasser und machten Feuer darunter. Anfangs schien es mir aber fraglich, ob sie überhaupt noch ein paar Fleischstücke zum Kochen bekommen würden, so fleißig schnitten die Männer und Knaben während des Tischierens blutige Stücke vom Bull ab und führten sie ungekocht zum Munde. Da kam eben die alte, rohe Käffernnatur wieder zum Durchbruch. Später, als P. Rektor kam, ging es natürlich schon manierlicher zu, und auch die Frauen und Mädchen bekamen ordlich ihren Teil. Eines namentlich überraschte mich: Die Schwarzen waren gerade mitten in ihren Zurichtungen begriffen, als plötzlich der Ruf ertönte: „u Baba, der Vater, der Vater kommt!“ Im Nu ließen sie alles fallen, liefen dem P. Missionär zu und begrüßten ihn mit jubelndem Zuruf. — In diesem Punkt, d. h. wie man den Priester und Seelsorger ehrt, könnte mancher im Christentum ergrauter Europäer von diesen schwarzen Neubekleidten lernen. Die ganze Feier verlief in schönster Weise. Es wurde gesungen, getanzt und gespielt — die Mädchen improvisierten sogar ein höchst gelungenes Theaterstückchen — P. Rektor hielt noch eine passende Ansprache und gegen

Abend suchte wieder jeder friedlich und still sein eigenes Heim auf. Recht geleitet, stützen also auch solche Gestlichkeiten viel Gutes und kräftigen namenlich das schöne Band, das zwischen dem Missionär und seiner Gemeinde besteht.

Aus „Modernes ABC“ von P. Brors, S. J.

(Fortsetzung.)

Von der Ehe.

Von Ostern 1908 an gelten für die ganze kathol. Kirche die neuen Ehedekrete. Darin hat der hl. Vater genau bestimmt, daß nur diejenigen Ehen von Katholiken gültig sind, welche vor dem zuständigen Pfarrer und 2 Zeugen abgeschlossen werden. Wer der zuständige Pfarrer ist, wird näher ausgeführt. Wie kann nun die kathol. Kirche solche Bestimmungen erlassen? Nach der Lehre der Kirche ist die Ehe ein Sakrament. Die Form, in welcher das Sakrament gespendet wird, festzusezen, ist das Recht der Kirche. Die Gegner sagen freilich:

„Die Ehe ist eine heilige Ordnung, welche von Gott schon bei der Schöpfung eingesetzt ist (1. Mos. 2,18; Matth. 19,4—6) also kein erst von dem Herrn Christus gestiftetes Sakrament.“ Darauf antworten wir mit P. Brors in seinem ABC: „Ganz gewiß ist, die Ehe schon bei der Schöpfung von Gott eingesetzt: das lehrt auch die katholische Kirche. Daraus folgt nun ganz richtig, daß nicht die Ehe erst von Christus eingesetzt sei; aber es folgt nicht, daß nicht die Ehe als Sakrament von Christus eingesetzt sei. Mit anderen Worten: die Ehe bestand vor Christus; aber vor Christus war sie nicht ein Sakrament im eigenlichen Sinne des Wortes; dazu hat Christus sie gemacht. Nur letzteres lehrt die katholische Kirche. Vor Christus bestanden ganz gewiß Abwaschungen bei den Menschen; aber trotzdem hat erst Christus die Abwaschung mit Wasser als Sakrament der Taufe eingesetzt. Also die Binsenwahrheit, daß vor Christus die Ehe bestanden hat, beweist nichts gegen die Richtigkeit der katholischen Lehre, daß Christus das Ehesakrament eingesetzt habe. Daß dem aber wirklich so sei, daß nämlich die christliche Ehe wirklich ein wahres Sakrament des Neuen Bundes sei, darüber haben wir in der hl. Schrift wenigstens eine sehr beachtenswerte Andeutung. Die Stelle des hl. Paulus (Ephes. 5, 22 bis 33) wäre schwer zu verstehen, wenn die christliche Ehe nicht ein wahres Sakrament des Neuen Bundes wäre. Bervollständigt aber wird der Beweis durch die kirchliche Überlieferung, welche sich mehr oder weniger klar bis zu den ersten Jahrhunderten hinaus verfolgen läßt. Die katholische Kirche lehrt, daß die Ehe unter Christen ein Sakrament ist. Die kathol. Kirche ist aber unfehlbar in ihrer Glaubenslehre; also ist die christliche Ehe ein Sakrament. Wer die katholische Kirche nicht als die wahre unfehlbare Kirche Christi anerkennt, der wird sich mit diesem Beweise natürlich nicht zufrieden geben. Mit dem muß aber auch alles Disputieren über das „Sakrament der Ehe“ nichts, er muß zuerst belehrt werden, daß die katholische Kirche die einzige wahre Kirche Christi ist. Erkennt er das an, dann fällt damit auch jeder Widerspruch gegen den sakramentalen Charakter der christlichen Ehe.“

Caritas.

Eine Fabel von August Nuss.

Es war einmal ein reicher König, voll hohen Sinnes. Und er hatte drei Söhne. Die versammelte er eines Tages um sich und sprach: „Hier gebe ich jedem von euch Gold und Silber die Menge und auch viel glitzernden Edelstein, jedem gleich viel. ziehet hin aus ins Land und benutzt dies Geschmeide nach eurem Willen. Und wer von euch dem Land den größten Nutzen damit erweist, der soll König sein und herrschen über das Land an meiner Stelle!“ Und die Söhne zogen hinaus, mit Gold und vielen Reichum beladen. Viele Monde vergingen. Da kehrte der erste von den Königs Söhnen zurück in reichem Gewande. Stolzes Selbstbewußtsein leuchtete in seinem Antlitz. Er trat vor den König und sprach: „Siehe, ich habe mit dem Golde, das du mir gäbt, Handel und Industrie ins Land gebracht. Neue Verkehrsaderen habe ich erschlossen. Dualmende Schlote, sausende Eßen und stampfende Maschinen fünden jetzt von nie gehabter Erwerbskraft, und der elektrische Funke trägt die Gedanken im Nu von Ort zu Ort. Mit dem reichen Schatz, den du mir gäbt, habe ich deinem Volke zu neuen Reichstümern verholfen.“ Der König sprach: „Du hast nichts Unrechtes mit dem Golde gemacht. Ich muß dich loben. Und es kam der zweite Königssohn. Sein Gewand schimmerte in glitzernder Pracht. Selbstgefällig lächelnd trat er vor den Herrscher und sprach: „Siehe, ich habe die Schäfe, die du mir geschenkt, zum Nutzen des Landes verwertet. Ich habe hohe Schulen errichtet, viele Gelehrten und Künstler von großem Ruf in dein Land berufen und dafür gesorgt, daß Wissenschaft, Kunst und Literatur keineinig deines ganzen Volkes werden!“ Da sprach der König: „Ich kann dich nicht schelten, du hast dem Lande viel Gutes erwiesen.“ Da kam zuletzt auch des Königs dritter Sohn, in einfacher Kleidung. Zufriedenheit lag auf seinem Antlitz, als er demütig vor seinem Vater trat. Bescheiden schlug er die Augen nieder und schwieg. Der König aber fragte: „Nun, mein Sohn, was hast du dem Lande gegeben?“ Da schlug der Jüngling die Augen auf; Glück leuchtete darin. „Siehe,“ antwortete er, „alles, was du mir schenkest, gab ich den Armen. Die Nächten kleide ich. Die Durstenden tränke ich. Die Hungenden speiste ich. Die Betrübten tröstete ich und die Freuden belehrte ich. Ich predigte das Evangelium der Armut und übte es. Ich gab den Armen äußeres Glück und innere Frieden. Ich ging unter die Armen, die ich bereicherte. Ich liebte meinen Nächsten wie mich selbst.“ Da strahlte des Königs Auge und es freute sich sein Herz. Er nahm seinen dritten Sohn bei der Hand, führte ihn auf den Thron, gab ihm Purpur, Krone und Szepter und sprach: „Sei König und herrsche! Denn du hast das Land wahrhaft glücklich gemacht. Du hast mein Volk verstanden, und das Volk versteht dich. Du überst echte — Caritas!“

Wie Radi sich tröstet.

„Ich habe mich nie über meine Lage beschwert,“ sprach einst Radi, ein persischer Dichter, „außer einmal, als ich barfuß war, und kein Geld hatte, mir Schuhe zu kaufen. Bald darauf aber traf ich einen Mann ohne Füße, da wurde ich wieder zufrieden mit meinem Schicksal.“